

Leo J. O'Donovan SJ

Bildung im Zeitalter der Beschleunigung

Vielleicht hängt die Faszination der großen Musik, die unser Herz ebenso bewegt wie unseren Intellekt, damit zusammen, daß sie uns die schöne Illusion vermittelt, wir seien die Herren der Zeit. *Adagio* und *lento* – so steht es in den Noten, und die Zauberhand von Sir Georg Solti oder der kleine Finger von Claudio Abbado machen, daß die Welt ruhig wird, ganz ruhig und leise, um dann wieder *allegro*, *allegro ma non troppo*, *presto* und *prestissimo* furios die Zeit zum Überfließen zu bringen. Am Ende steht ein großes Rauschen. Wir haben Abbado, den Herrn über die musikalischen Tempi bewundert und mit ihm die Herrschaft über die Geschwindigkeiten genossen. Nun spenden wir Beifall. Nach dem großen Applaus sinken wir wieder zurück in den Rhythmus des Alltags. Unser Herz schlägt wieder normal. Doch es ist ein unruhiges Herz. Augustinus wußte, daß es sich nach Ruhe sehnt: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Gott!“

Die Kluft zwischen Weltzeit und Lebenszeit

Gott hat alle Zeit der Welt. Wenn wir von der Ewigkeit Gottes sprechen, davon, daß die Zeit bei ihm *aufgehoben* ist, im doppelten Sinn des Wortes, nämlich gleichzeitig *bewahrt* und *suspendiert*, dann sprechen wir von etwas, das größer ist als unser Geist, der sich Ewigkeit nicht wirklich vorstellen kann. Wir haben aber nicht alle Zeit der Welt, wir haben „70, wenn's hoch kommt 80 Jahr“, so steht es in der Bibel (Ps 90, 10), und alle Menschen wissen das auch.

In Münster in Westfalen, wo ich eine gewisse Zeit meines Lebens als Doktorand von Karl Rahner verbringen durfte, lebte bis 1996 der Philosoph Hans Blumenberg. Er hielt die Kluft zwischen der Weltzeit und unserer Lebenszeit für eine elementare Kränkung. Weltzeit und Lebenszeit sind auf dramatische Weise ungleich groß. In unserem Bewußtsein erstrecken wir uns von Alpha bis Omega, vom Urknall bis zum Wärmetod der Welt, wenn wir in unseren Theorien nicht sogar wie Stephen Hawking auf alle Begrenzungen der Zeit verzichten. Im Kopf wäre die Welt in Ordnung, wenn ihre Zeit sich gleich weit erstreckte wie unser Leben.

Daß der Lauf der Welt nach unserem Tod ungerührt seinen Fortgang nimmt, will uns nicht passen. Schlimm ist, daß wir es die ganze Zeit schon wissen müssen. Aus der unendlichen Ressource der Weltzeit – alle Zeit der Welt – haben wir

nur eine endliche Spanne. Je länger wir leben, um so kürzer erscheint sie uns. Je knapper die Frist wird, um so größer wird die Menge dessen, wofür wir keine Zeit mehr haben werden. Dieses Bewußtsein, daß Lebenszeit und Weltzeit auf dramatische Weise ungleich groß sind, ist eine Quelle von Beschleunigung.

Natürlich könnte ich jetzt sofort von der größten Verheißung der Religion sprechen: daß uns die Zeitangst genommen wird, weil unser Leben in die Zeit Gottes münden darf. Diese Verheißung will ich nicht verschweigen. Zuvor aber will ich noch einige Gedanken zum Begriff der Beschleunigung anfügen. Denn die Kluft zwischen Lebenszeit und Weltzeit ist so alt wie die Menschheit. Doch seit dem 19. und erst recht mit dem 20. Jahrhundert kommen neue, zusätzliche Beschleunigungsfaktoren hinzu. Schnelle und immer schnellere Veränderungen, Erfindungen und bessere Technik helfen uns, die Natur zu beherrschen, Verkehrstechnik erschließt Raum und Zeit. Bis schließlich das Internet uns anbietet: Du kannst jederzeit überall sein. All das verdichtet sich zu einer Grunderfahrung von Beschleunigung, die zunehmend unser Bewußtsein einfärbt:

„Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit ... Wir stehen auf dem äußersten Vorgebirge der Jahrhunderte ... Warum sollten wir zurückblicken, wenn wir die geheimnisvollen Tore des Unmöglichen aufbrechen wollen. Zeit und Raum sind gestern gestorben. Wir leben bereits im Absoluten, denn wir haben schon die ewige, allgegenwärtige Geschwindigkeit erschaffen.“

In dieser Stelle aus dem berühmten präfaschistischen „Manifest des Futurismus“ (1909) von Filippo Tommaso Marinetti klingt eine Zukunftsrhetorik an, die unseren Ohren vertraut klingt. Beschleunigung macht futuristisch. Das Tempogefühl, jenes *Presto-Prestissimo*, hat objektive Ursachen. Zwischen der Erfindung des Rades, das mit Muskelkraft bewegt wurde, und der Erfindung künstlicher Antriebsmethoden liegen ein paar tausend Jahre. Seit aber die Werkzeuge nicht nur unsere körperliche Arbeit erleichtern, sondern seitdem Werkzeuge Werkzeugen helfen, wird die Kurve der Erfindungen immer steiler.

Die Erfindung des Computers schließlich hat uns ein Superwerkzeug geschaffen: „Zeit und Raum sind gestern gestorben.“ Wir sind jederzeit überall in Echtzeit, und dies in einer neuen Realität, von der wir manchmal noch sagen, sie sei virtuell, die aber unser Leben zunehmend bestimmt. Der Computer liefert vor allem Daten in nur noch mathematisch erfaßbarer Menge. Mit dem Wissen ist es wie mit der Zeit: Das Wissen, das die neue Welt der Daten uns anbietet und das Wissen, das wir in unserem endlichen Leben verkraften können, sind auf dramatische Weise ungleich groß.

Das Drama von Weltwissen und Lebenswissen

Der Wunsch, Weltzeit und Lebenszeit mögen auf göttliche Weise koextensional sein, sich gleich weit erstrecken, war schon immer unerfüllbar. Daß es sich mit

dem Wissen genauso verhält, ist relativ neu. Bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts gab es noch den Typus des Universalgelehrten. Den Menschen erschien es als ein vernünftiges, durchaus erreichbares Ideal, daß ein einzelner umfassend gebildet sein könnte, das heißt, daß er alles weiß, was es zu wissen gibt. Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts waren etwa 700 Tierarten bekannt. 100 Jahre später unterschied man schon 1700 Arten von Schlupfwespen. Seitdem die Menge des Wißbaren exponentiell gewachsen ist, beschäftigt Pädagogen und Bildungstheoretiker die Frage, wie die richtige Antwort auf diese neue „condition humaine“ aussieht. Enzyklopädien und Lexika wurden geschaffen: Da man nicht mehr alles wissen kann, muß man es auch nicht. Allenfalls muß man wissen, wo es steht und wo man nachschlagen kann.

Inzwischen aber ist klar: Mit dem Wissen verhält es sich wie mit der Zeit. Zeit und Wissen sind so unendlich groß und unsere eigene Kapazität so unendlich klein, daß zum Drama von Weltzeit und Lebenszeit das Drama von Weltwissen und Lebenswissen hinzutritt. Wissen, das keinen Bezug mehr zum Menschen hat – Karl R. Poppers „objective knowledge“ –, ein objektives Wissen, das vielleicht schon nicht mehr von Menschen produziert, sondern von Maschinen hervorgebracht ist, interessiert mich sehr viel weniger als Lebenswissen. Es ist das Wissen, das mir und meinen Mitmenschen hilft, das Leben zu meistern. So lautet meine grundlegende Perspektive, die alle weiteren Überlegungen zur Bildung bestimmt: Wie kann aus Weltwissen Lebenswissen gemacht werden?

Die durch die neuen Kommunikationstechnologien hervorgerufene Explosion der Datenmenge und die die Zukunft entscheidenden Techniken, sie zu beherrschen und zu nutzen, haben zum Schlagwort von der Wissensgesellschaft geführt. Von Wissen können wir erst dann sprechen, wenn wir objektive Daten zu unseren Daten gemacht, wenn wir sie aus einer unendlichen Menge mit Hilfe von wegweisenden Strukturen und mit dem Blick auf die Ziele, die uns wirklich interessieren, herausgegriffen haben. Der Begriff Wissensgesellschaft enthält einen Imperativ. Wissensgesellschaft ist ein programmatischer Begriff. In ihm ist das Programm enthalten, aus Daten Wissen, aus Weltwissen Lebenswissen zu machen. Was ist es, was wir wissen wollen sollen? Das ist die entscheidende Frage der Zukunft.

Der Markt: Produktion der Geschwindigkeit aus sich heraus

Ein anderer Beschleunigungsfaktor ist der Markt. Man kann den Markt und seinen Motor, den Wettbewerb, der den Schnellsten prämiert und Beschleunigung erzeugt, mit der Evolution des Lebens in der Natur vergleichen. Offenbar ist der Markt eine Installation, die deswegen so erfolgreich ist, weil er mit dem Prinzip des „survival of the fittest“ das Gesetz der Evolution in der Natur imitiert. Es gibt freilich einen Unterschied zwischen der Welt des Lebens und der des Marktes. Beide

Systeme stehen gleichsam unter verschiedenen Vorzeichen. Das Oberkriterium der natürlichen Evolution ist das Überleben – das Leben. Der Markt dagegen folgt dem Gesetz des „return on investment“ – sein Oberkriterium ist der Gewinn.

Auch beim Markt gibt es den Wettbewerb um Fitneß, der nach bestimmten Gesetzen der Selbstorganisation alles zu steuern scheint. Schon Adam Smith sprach von der „invisible hand“, einer unsichtbaren Hand, die den Markt steuert. Offenbar ist diese Methode der Selbststeuerung – das heißt der Verzicht auf Methoden – jeder Methode der planwirtschaftlichen Steuerung, also der Methode der Methode, überlegen. Daher hat der Wettbewerb auch den globalen Wettbewerb gewonnen.

Nach dem Ende des machtgestützten planwirtschaftlichen Ökonomismus erleben wir nun die weltweite Anerkennung der Marktwirtschaft. Sie wird zähneknirschend auch von denen akzeptiert, die sie einst bekämpften. Die Beschleunigung nimmt weiter zu. Der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft dauerte bei uns, wo er zuerst stattfand, einige Generationen. Seitdem geht alles viel schneller. Es gibt Beispiele aus einigen Regionen Malaysias und Indonesiens, wo der Weg von der Steinzeit bis zur Industriegesellschaft in einer einzigen Generation zurückgelegt werden mußte. Nicht alle Gesellschaftsordnungen lassen sich das gefallen. Die von oben befohlene Industrialisierung des persischen Schah-Regimes etwa hat die Gegenkräfte des fundamentalistischen Islam mobilisiert und ihnen zum politischen Sieg verholfen. Daran läßt sich gut ablesen, zu welcher Zerreißprobe es kommen kann, wenn die Tempi, die unterschiedlichen Geschwindigkeiten, nicht beachtet werden.

Wenn es tatsächlich so etwas wie eine innere Evolution der Wirtschaft gibt, dann produziert die Wirtschaft ihre Geschwindigkeit aus sich heraus. Die Produktionszyklen und der Warenumlauf werden immer kürzer. Metaphorisch sprechen wir von der so-und-so-vielen Computergeneration und erwarten, während wir auf unserem gerade neu eingerichteten Gerät ins Internet einsteigen, schon die nächste Generation. Wir registrieren: Computergenerationen und Menschengenerationen sind ungleich lang. Auch das Marketing sorgt dafür, daß die Zeiten des Warenumlaufs immer kürzer werden. Daß wir ständig neue Autos brauchen, Autos der neuen Generation, hängt nicht damit zusammen, daß die älteren Autos technisch überholt wären. Oft ändert sich nur das Design.

Wenn es am Markt früher darum ging, die sogenannten Grundbedürfnisse (Essen, Kleidung, Wohnung) zu befriedigen, und wenn es schon immer ein Beschleunigungsfaktor war, der Erste zu sein, der diese Bedürfnisse befriedigt, so kommt nun etwas Neues hinzu. Es geht weniger um die Befriedigung von Bedürfnissen als um die Entdeckung neuer Bedürfnisse, vielleicht sogar um die Erfindung neuer Bedürfnisse. Der Warenumlauf, der Produktionszyklus und der „return on investment“ werden immer kürzer. Wenn aber die Geschwindigkeit so hoch wird, daß wir nicht nur das uns wohlbekannte Gefühl haben, daß „alles fließt“ (Hera-

klit), daß morgen einiges und übermorgen anderes und in einigen Jahren entsprechend viel anders sein wird als heute, dann sprechen wir von einer Revolution.

Offenbar stehen wir nach der Erfindung des Computers, der Etablierung des Internet und den vielen kommunikationstechnologischen Neuerungen mitten in einem solchen revolutionären Qualitätssprung. Zu nennen sind die Verschmelzung von Gen- und Kommunikationstechnologie, die Nanotechnologie, die Verbindung von Hirnforschung und Datenmanagement. Offenbar ist diese neue Kommunikationstechnologie ein Werkzeug von nie da gewesener Qualität, ein Superwerkzeug, das alle funktionalen Systeme optimieren kann. Dieses leistungsstärkste aller Werkzeuge hat das beschleunigende System der Marktwirtschaft noch einmal beschleunigt: Wir erleben eine Beschleunigung der Beschleunigung.

Die Beschleunigung der Beschleunigung

Daß nun in dem eng zusammenhängenden Komplex von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik alles schneller geht, müßte noch kein Qualitätssprung sein. Das qualitativ bisher nicht Dagewesene ist etwas anderes: Während früher das marktwirtschaftliche System meist nur ein Segment unseres Lebens betraf, nämlich die Produktion und Verteilung von Waren und Dienstleistungen, erleben wir neuerdings Übersprungeffekte im großen Stil. Ganze Lebensbereiche, die früher nicht unter Gesichtspunkten des Wettbewerbs betrachtet wurden, werden nun nach marktwirtschaftlichen Prinzipien um- und durchorganisiert.

In den USA haben wir traditionell ein sehr positives Verhältnis zu marktwirtschaftlichem Denken. Industrie und Marktwirtschaft haben den Menschen im Westen das Leben erleichtert, den Hunger besiegt, Krankheiten zurückgedrängt. Es wäre zynisch, das zu vergessen. Daher vertrauen wir dem Markt und sind schnell bereit, alles der Steuerung seiner „unsichtbaren Hand“ anzuvertrauen. Früher als in Deutschland sind bei uns die Medien privatisiert worden. Sie orientieren sich ausschließlich an den Bedürfnissen ihrer Kunden. In Deutschland gab es in den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten einen Ansatz, der zunächst frei war von dem Zwang, schwarze Zahlen zu schreiben. Inzwischen wurden private Radio- und Fernsehanstalten gegründet, und es gibt auch in Deutschland einen echten Medienmarkt. Die öffentlich-rechtlichen Sender liegen im Wettbewerb mit den Privaten und machen marktgerechtes Programm. Sie gleichen ihre Produkte an. Wohin führt uns die unsichtbare Hand?

Zu meiner Studienzeit in Münster war in Deutschland auch zu beobachten, wie der Sport, der hauptsächlich von Amateuren betrieben wurde, sich langsam kommerzialisierte. Inzwischen wurden das Post- und Telefonwesen und die Bahnen marktwirtschaftlich umstrukturiert. Die bildende Kunst, die ihre großen Aufträge Jahrhunderte lang von der öffentlichen Hand, dem Fürsten oder der Kirche er-

hielt, hat längst alle Raffinessen des Marketing in ihren Betrieb aufgenommen. Am deutlichsten sind die Übersprungeffekte im Bereich der Freizeit und der Kultur zu beobachten. Die freie Zeit war einmal diejenige, in der der Mensch frei von Zwängen und Pflichten, die ihm der Kampf ums Dasein auferlegte, spielen und feiern konnte. Das deutsche Wort „Feierabend“ für die Zeit nach der Arbeit drückt diesen Gegensatz sehr schön aus. Wo einmal das Andere der Arbeit war, regiert nun das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Urlaub und Freizeit werden von der Unterhaltungs- und der Tourismusindustrie nach allen Regeln der Kunst vermarktet. Die Landwirtschaft, bei uns schon lange industriell betrieben, war in „good old Germany“ zwar immer auch eine Ökonomie. Vor ihrer Kommerzialisierung war sie aber auch einmal eine Lebensform mit eigenen kulturellen Prägekräften.

Gibt es überhaupt noch Lebensbereiche, die nicht durch marktförmiges Denken bestimmt werden? Man muß nicht für den „American way of life“ Reklame machen. Es liegt schließlich auf der Hand, welche Verluste eine Industrialisierung aller Lebensbereiche mit sich bringt. Jürgen Habermas spricht von einer „Kolonialisierung der Lebenswelt“. Ich will nicht in eine Diskussion eintreten, in der die Vision eines ungebremsen Liberalismus als universelles Organisationsprinzip für alle Lebensbereiche dem Konzept der sozialen Marktwirtschaft gegenübergestellt wird. Mir geht es nur darum festzuhalten, daß es diese Übersprungeffekte vom enger begrenzten Feld der Warenproduktion wie -verteilung und der Dienstleistung auf das Leben insgesamt gibt, soweit dieses Leben funktional organisiert wird.

Es ist klar, daß es nicht die Marktwirtschaft allein ist, die für Übersprungeffekte sorgt. Es mußte erst das Superwerkzeug hinzukommen, der Computer, der mit der entsprechenden Software wirklich in der Lage ist, alles zu funktionalisieren, zu optimieren, effizienter und natürlich auch schneller zu machen.

Eine Zwischenbilanz der Beschleunigungsfaktoren ergibt: Das Lebenszeit-Weltzeit-Dilemma Blumenbergs, das durch die Antwort der Religion entschärft werden kann, wird ohne diese Antwort zu einem existentiellen Beschleunigungsfaktor. Die Marktwirtschaft enthält in sich den Motor des Wettbewerbs. Die Kurve der Beschleunigung wird mit der Industrialisierung immer steiler. Marktwirtschaft plus neue Kommunikationstechnologie verschärfen noch einmal das Tempo und sorgen für Übersprungeffekte in allen Lebensbereichen.

Die unsichtbare Hand: Funktionalisierung sämtlicher Lebensbereiche

Meine These lautet: Nach dem Ende der obskuranten Totalitarismen der NS-Ideologie und mancher religiösen Fundamentalismen und nach dem Scheitern einer totalitären planwirtschaftlichen Ideologie steuern wir auf einen universalen Funktionalismus zu, von dem wir befürchten müssen, daß er auf neuartige und vielleicht raffiniert subjektlose Weise totalitär wird.

Gibt es noch weiße Flecken auf der Landkarte unseres Lebens, die (noch) nicht funktionalistisch regiert werden? Gibt es Enklaven, die nicht beherrscht sind vom Kalkül des Nutzens? Noch können wir sehen, daß es auch anders geht. Vielleicht ist die Familie eine solche Enklave. Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern wird gewiß manchmal von Nützlichkeiten und psychologischen Mechanismen bestimmt, die man funktional beschreiben könnte. Aber das, was uns in der Familie trägt, ist die Liebe, die einfach da ist und nicht wirklich erklärt werden kann. Die Liebe ist gleichsam die transfunktionalistische Gegenkraft. Es gibt aber auch schon Familien, in denen bis in die persönlichen Beziehungen hinein funktionalistisch und marktförmig gedacht wird: Wenn es nur um das Haushaltsgeld ginge, wäre die Sache in Ordnung. Aber wenn Strichlisten darüber geführt werden, wer wie lange auf die Kinder aufgepaßt hat oder wieviel Zeit er oder sie für die gemeinsame Haushaltsführung eingesetzt haben, dann hat der Ökonomismus auch die Familie ergriffen. Der Eindruck verdichtet sich, daß der ökonomistische Funktionalismus und das marktförmige Denken dabei sind, die letzten weißen Flecken in unserer Gesellschaft zu erobern.

Bin ich damit ein theologischer Weltfremdling? Wie könnte ich dann Präsident einer der großen amerikanischen Universitäten sein, deren Bedeutung auch und vor allem auf ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät beruht? In den Unterrichtsräumen und auf manchen Fluren in Georgetown stehen frei benutzbare Internet-Anschlüsse. Ich bin weit davon entfernt, ein Gegner der Marktwirtschaft und des Computers zu sein. Wenn es richtig ist, daß das Spiel von Angebot, Nachfrage und Wettbewerb in der Tat das beste und differenzierteste Steuerungssystem für alle Funktionssysteme ist, dann bin ich auch kein fundamentalistischer Gegner des Funktionalismus. Die Marktwirtschaft ist das beste Wirtschaftssystem, das wir je hatten. Ich möchte nur nicht, daß der Funktionalismus totalitär wird. Adam Smiths unsichtbare Hand ist nicht die Hand Gottes. Es ist vielmehr eine Hand ohne Körper, eine Hand ohne Kopf, es ist eine subjektlose Hand. Das ist der Unterschied, auf den es mir ankommt.

Bei dieser Differenz geht es ums Ganze. Wo es ums Ganze geht, ist der Verdacht, jemand wolle sich des Ganzen bemächtigen, durchaus berechtigt. Sicher wäre ein losgelassener und von der neuen Kommunikationstechnologie beschleunigter Markt der New Economy, der keine anderen Kriterien mehr kennt als den „return on investment“, ein Totalitarismus gänzlich neuer Art. Kein machtbesessener Nachfolger Hitlers wäre zu fürchten, sondern die unsichtbare Hand. Die Verselbständigung von Sachzwängen oberhalb der politischen Entscheidungsmöglichkeiten ist eine Gefahr, die wir sehen müssen. Wenn wir die Politik überhaupt erhalten wollen, dann müssen wir der Funktionalisierung aller Lebensbereiche Grenzen setzen. Dabei kommt es ganz entscheidend darauf an, ob es gegenüber dem Funktionalismus überhaupt noch ein Außerhalb gibt.

Ein Prinzip der Unterbrechung?

Gibt es so etwas wie ein „Prinzip der Unterbrechung“, eine Aufhebung des Nutzenkalküls? Es gibt dieses Prinzip seit mehr als zweieinhalbtausend Jahren. Es ist für mich die wichtigste Tradition, die auch die Antwort auf meine persönlichen Lebensfragen bereit hält: die Tradition, deren Anfänge man in Deutschland neuerdings mit dem Begriff „jüdische Aufklärung“ bezeichnet. Mir gefällt der gedankenlose Bindestrichbegriff: jüdisch-christlich nicht, weil er das Mißverständnis ermöglicht, wir wollten das Judentum vereinnahmen. Aber diesmal geht es tatsächlich um etwas, das wir ohne Zweifel dem Judentum verdanken.

Israel hat zunächst sich selbst und dann die Menschheit darüber aufgeklärt, daß selbstgemachte Götter keine Götter sind. Überall dort, wo menschliches Handeln auf die Grenzen des Machbaren stößt, neigen wir dazu, unsere Interessen über die Grenzen der Realität hinaus zu verlängern. So entstehen Gottheiten, deren Haupteigenschaft es ist, funktional nützlich zu sein. Daß sie ihre Existenz diesem ihrem funktionalen Nutzen verdanken, hat Israel früh durchschaut. Die neuzeitliche Religionskritik von Feuerbach, Marx und Freud entlarvt abermals diesen Projektionsvorgang, aber seltsamerweise so, als hätte es nie eine jüdische Aufklärung gegeben.

Wer in der Antike eine Seereise antrat, opferte dem Poseidon. Der Bauer, der eine gute Ernte erhoffte, fing eine Wechselwirtschaft von Tausch und Opfer mit der Fruchtbarkeitsgottheit an. Für Krankheit, für Liebe, kurzum für jedes menschliche Interesse gab es eine göttliche Adresse. Die Religionskritik der jüdischen Aufklärung, vorgetragen durch Propheten wie Jesaja, Ezechiel, Amos und im Grund durch das ganze Alte Testament, entlarvt diesen Mechanismus der nützlichen Götter. Der Gott Israels ist radikal anders. Er ist nicht die Verlängerung menschlicher Bedürfnisse, nicht eine Funktion in der Welt. Er hat die Welt vielmehr geschaffen. Er ist nicht umstandslos der Name für das Kalkül des Nutzens, also das, was wir vielleicht aus unserer Sicht das Gute nennen. Er steht außerhalb und über dem Kalkül des Nutzens und ist daher selbst nicht kalkulierbar. Er ist geheimnisvoll und widersprüchlich. Seine Zeichen sind Zeichen des Widerspruchs: „der Dornbusch, der brennt, aber nicht verbrennt“, „die Jungfrau, die ein Kind bekommt“, „der Löwe, der bei dem Lamm liegt“.

Das Neue und Andere an diesem Gott war auch, daß er empirisch nicht vorweisbar ist. Um seine Einzigkeit und Andersartigkeit zu sichern, darf es von ihm auch kein Bildnis geben; seine Präsenz zeigt sich vielmehr durch große Zeichen des Vorbehalts. Das Zeitzeichen für Gott ist der Tag, an dem keine Zwecke verfolgt werden, an dem das Kalkül des Nutzens suspendiert ist, an dem keinerlei Arbeit getan werden darf: der Sabbat.

Auszeit: der Sabbat als Agentur der langen Zeit

Arbeiten heißt Zwecke verfolgen. Der „Tag des Herrn“ aber ist der Tag der großen Aussparung aus der Welt des Funktionalismus. Er ist herausgesprengt aus dem Kontinuum der Zeit und der Zwecke. All dies gilt auch für den Sonntag, der den Sabbat des Alten Testaments beerbt und durchaus auch für den Freitag des Islam. Der „Tag des Herrn“ ist die große Auszeit, eine Installation gegen die Normalzeit, in der die Kräfte der Beschleunigung am Werk sind. Seit mehr als 2500 Jahren machen Juden Erfahrungen mit dieser anderen Zeit, der Zeit des anderen Gottes; seit 2000 Jahren die Christen und seit 1400 Jahren die Muslime, die mit ihrem heiligen Freitag ebenso zur großen monotheistischen Familie gehören, die alle sieben Tage feiert.

Es lohnt sich, unsere Erfahrungen damit etwas näher zu untersuchen: Was tun wir eigentlich, wenn wir nicht arbeiten? Wir spielen, feiern, genießen ... Autoren wie Johan Huizinga, Hugo Rahner und Hans-Georg Gadamer sehen im Spiel einen Hinweis auf die transzendente Struktur des menschlichen Lebens. Der Tag des anderen Gottes wird gesteigert durch das „heilige Spiel“ des Gottesdienstes. Indem er den Schöpfer allen Lebens preist, verläßt der feiernde Mensch das Gravitationsfeld seines Ichs. Im Gebet überantwortet er sich und seine Zwecke einem Gegenüber. In diesem Sinn betont das letzte Konzil zurecht, daß die Eucharistie der Gipfel des christlichen Lebens ist (SC 10).

Streng genommen können wir niemals wirklich nichts tun. Was aber geschieht konkret, wenn wir nicht arbeiten, aber auch nicht nichts tun können? Der kurze Horizont des gebückten Arbeiters weitet sich zum Gesichtsfeld des Müßigen, der nun Zeit hat, sich und seine Sachen zu bedenken. Der Sabbat ist der Tag der Nachdenklichkeit. Nach-Denken: im Geist die Ereignisse der vergangenen Woche, die Geschehnisse der verstrichenen Zeit nachfahren, diese Erfahrungen beurteilen und verwerten. Zusammenhänge werden oft nur erkennbar, wenn man auf Abstand geht. So entsteht eine parteiliche „memoria“. Wir bewerten unsere Taten.

Der Sabbat als eine Zeit des Nach-Denkens ist auch die Zeit der großen Fragen: Woher komme ich? Woher kommen wir? Wie hat alles angefangen? So blicken wir zurück. Dann aber drehen wir den Blick und schauen nach vorn. Jetzt sollte ich besser vom Sonntag reden, dem ersten Tag der Woche, an dem alles in österliches Licht getaucht ist. Es ist der Tag der Auferstehung, der prospektive Feiertag der Zukunft. Jetzt fragen wir uns nach den Zielen, dem großen Ziel unseres Lebens und nach den kleinen der nächsten Woche. Bestimmte Fehler werden wir nicht mehr machen. Aber da sind Probleme zu lösen. Auf die Lösung wären wir gewiß nicht gekommen, wenn wir nicht aus der Umzingelung pausenloser Arbeit befreit worden wären. Für die Lösung brauchen wir Abstand, den freien Kopf. Der Sabbat und der Sonntag sind die Tage, an denen sich gute Ideen einstellen: Tage der Innovation.

Man könnte fragen: Ist dieser Tag wirklich ein Tag ohne Nutzen? Thomas Mann hat in seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ ein wunderbares Wort gefunden, das hier sehr gut paßt: das „Übernützliche“. Der Sonntag ist „übernützlich“, transfunktional. Am Sabbat gibt es so etwas wie ein transfunktionalistisches Paradox – „das Sabbatparadox“: Die Aufhebung des Zwangs zur Nützlichkeit gibt dem Kalkül des Nutzens ein positives Vorzeichen, ermöglicht die Frage nach dem Nutzen des Nutzens und eröffnet eine Perspektive. Die Auszeit, die die kurze Zeit der Arbeit unterbricht, wird zur Agentur der langen Zeit.

Der Nutzen des Übernützlichen: das Sabbatparadox

Wir leben von verschiedenen Geschwindigkeiten. Manchmal ist es richtig, Tempo zu machen: *presto, prestissimo!* Manchmal muß man auf die Bremse treten und heraustreten in den Sabbatraum. Es geht um nichts weniger als um die Rettung des Subjekts, um die Rettung der Freiheit. Doch das Subjekt ist keine Monade. Der Sabbat ist dem ganzen Volk geschenkt. Einen privaten Sabbat und Sonntag für die ganze Gemeinde gibt es nicht. Für uns alle kommt es darauf an, daß wir uns nicht einem Konformismus der Beschleunigung unterwerfen. Ein eindimensionaler Beschleunigungskonformismus vernichtet den Reichtum des Lebens.

Das Sabbatparadox ist eine kulturelle Erfahrung, die auch erklärt, warum der Fortschrittsgedanke in der jüdisch-christlichen Hemisphäre so folgenreich geworden ist. Keine andere Kultur hat sich als so innovativ erwiesen. Das gilt auch für Wissenschaft und Technik. Im Vergleich der Kulturen fällt auf, daß es viele ausdifferenzierte Gesellschaften und Hochkulturen gegeben hat. Aber es ist die jüdisch-christlich geprägte Kultur gewesen, phasenweise auch die islamische, in der die moderne Zivilisation möglich wurde.

Der vorweltliche Gott, dessen Tag der Sabbat und der Sonntag ist, sorgt dafür, daß diejenigen, die darauf aus sind, seinen Willen zu erforschen und zu tun, sich immer wieder vom Ist-Zustand abstoßen. Die Welt, wie sie ist, ist nicht alles, sie muß verändert werden. Die Schemata des Bestehenden werden transzendiert, der Exodus aus dem Sklavenhaus des Bestehenden ist eine Grundfigur christlicher eschatologischer Praxis. Die monotheistische Tradition der Unterbrechung ist – wenn denn die Gefahr eines funktionalistisch-ökonomistischen Totalitarismus tatsächlich besteht – von einer überraschend aktuellen Kostbarkeit.

So hat der Sabbat zwei Gesichter: Der Sabbat/Sonntag ist der Tag der Unterbrechung, an dem sich die Frommen versammeln. Für sie ist er das Zeitzeichen Gottes. Sie treten ein in den Garten der Erinnerung und des Eingedenkens. Sie gehen auf Abstand zur Welt des funktionalen Nutzens. Die großen Fragen unseres reichen, aber endlichen Lebens werden bedacht, Erlösung wird ausgerufen, die Zeitangst verschwindet, Trost wird gespendet, Gott wird gepriesen. Das ist das ei-

gentliche, das fromme Gesicht des Sonntags. Das zweite Gesicht des Sabbats wird sichtbar, wenn man erkennt, wie positiv sich die Installation des Transfunktionalen auf die funktionale Welt auswirkt. Daher verteidigen auch die klugen Ökonomen diesen Tag als den Tag des übernützlich Nützlichen. Ihre Klugheit besteht in der Einsicht, daß der Schritt heraus aus dem Alltag der Arbeit den Zielen eines Unternehmens mehr nützt als ein gedankenloses Weitermachen im immer Gleichen. Vielleicht wissen sie gar nicht, daß diese Regel monotheistisches Erbe ist.

Wer auf Innovationen und Kreativität aus ist, muß den Sabbat und den Sonntag verteidigen. Der Nutzen des Übernützlichen hat auch diese säkulare Seite. So ist es im Grund sehr leicht, für den Sonntag/Sabbat zu argumentieren. Die Frommen treffen sich mit den Pragmatikern. Warum sollten die Pragmatiker nicht einmal fromm und die Frommen nicht einmal pragmatisch sein? Amerikanern ist dieser Gedanke nicht fremd. Wir sind transökonomische Ökonomen und transfunktionalistische Funktionalisten. Ladenschlußzeiten, die es bei uns nicht gibt, sind damit nicht gemeint. Tatsache ist: Die Mehrheit der Amerikaner geht am Sabbat oder am Sonntag in eine Synagoge oder in eine Kirche.

Der kluge Modernisierer: Lernen für die „lange Dauer“

Was bedeutet der Sabbat, die Einsicht in das Paradox des Sonntags, seine übernützliche Nützlichkeit für unsere Bildungsinstitutionen? Was bedeutet ein transfunktionalistischer Zugang angesichts neuer Herausforderungen? Wenn wir darin übereinstimmen, daß die unsichtbare Hand des Marktes nicht automatisch die Hand Gottes ist, dann kann eine besinnungslose Industrialisierung des Bildungswesens nicht das Mittel der Wahl sein.

Seitdem Tony Blair Bildung zum „Megathema“ ausgerufen hat, findet in Europa eine Grundsatzdebatte statt. Sie wurde zweifellos durch reale Probleme ausgelöst: die Globalisierung der Märkte, die zu einem weltweiten Wettbewerb geführt hat, und das Problem der Arbeitslosigkeit. Viele Politiker haben Bildung als Rohstoff für ein Land erkannt, das sonst keine Bodenschätze hat und waren sehr schockiert, als die TIMSS-Studie (Third International Mathematics and Science Study) zum Vorschein brachte, daß ihr Land im internationalen Vergleich in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern einen hinteren Rang einnahm. In der Wirtschaft mangelt es an Software-Spezialisten. So legt sich die Fragestellung nahe: „Wie kann das Ausbildungssystem an die durch schnellen Wandel und harte Konkurrenz gekennzeichneten Bedürfnisse des Beschäftigungssystems angepaßt werden?“

Der Bundesverband deutscher Banken faßt das Pensum der Bildungsreform in einem programmatischen Text zusammen, mit dem er zu einem Bildungssymposium einlädt:

„Die Arbeitswelt verändert sich grundlegend. Mehr und mehr liegt der Schlüssel zu wirtschaftlicher Leistung in Bildung und Wissen. Damit ist das deutsche Bildungssystem gefordert: Welche Inhalte müssen Schulen und Universitäten vermitteln und welche institutionellen Reformen sind notwendig, damit Deutschland auf dem Weg in die New Economy nicht den Anschluß verliert?“

Schon die Fragestellung macht die Schule eindeutig zum Vorfeld der Wirtschaft. Es könnte einen Streit zwischen denen geben, die an traditionellen Bildungsinhalten und -strukturen festhalten, und denen, die die Schule zum Zubringer des Beschäftigungssystems machen wollen – ein Streit zwischen Modernisierern und Traditionalisten. Vielleicht stehen wir vor einem Verdrängungswettbewerb zwischen neuen und traditionellen Schulfächern oder mindestens zwischen den harten und den sogenannten „weichen“ Schulfächern, die bei den neuen Verfahren der Qualitätssicherung durch den Rost fallen müßten. Was müßte in diesem Streit ein kluger Modernisierer vorbringen? Ihm würde zunächst etwas auffallen, was mit den unterschiedlichen Geschwindigkeiten zusammenhängt. Es gibt nämlich mindestens zwei Tempi: das Tempo der Wirtschaft und das Tempo unseres Lebens.

Computergenerationen mögen in immer kürzeren Abständen aufeinander folgen, Warenumlaufzeiten und Produktionszyklen immer kürzer werden: Deswegen wird kein Kind und kein Jugendlicher schneller erwachsen. Unsere Lebenszeit ist ein Rahmen, der nicht oder doch nur in Maßen verändert werden kann. Zwar leben wir dank des medizinischen Fortschritts im Durchschnitt so lange wie noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Aber Kindheit und Jugend können sie nicht beschleunigen. Ein kluger Modernisierer, der zunächst nichts anderes will, als die Schule zur Funktion der Wirtschaft zu machen, wird erkennen, daß bei einer hohen und wahrscheinlich noch weiter steigenden Wandlungsgeschwindigkeit der Ökonomie die Arbeitswelt, in die ein Jugendlicher beim Abgang von der Schule eintritt, eine ganz andere sein wird, als die, mit der er es derzeit zu tun hat. Er wird unterscheiden zwischen einem Faktenwissen von hoher Durchlaufgeschwindigkeit und dem, was bleibt.

In der Bildungsdebatte ist eine Metapher anzutreffen, die beim ersten Hören beeindruckt: die „Halbwertszeit des Wissens“, die immer kürzer wird, weil das Wissen angeblich immer schneller veraltet. Hier wird Wissen mit Produktionszyklen verwechselt. Natürlich gibt es ein Wissen, das schnell veraltet, zum Beispiel Gebrauchsanweisungen für Wegwerfgeräte, deskriptive Daten, die Prozesse beschreiben, die sich schnell wandeln, die Einwohnerzahl von Kairo, Telefonbücher. Aber wie schnell veraltet das kleine Einmaleins oder das periodische System der Elemente? Basiswissen, Dispositionswissen und die sogenannten Schlüsselkompetenzen veralten so gut wie gar nicht. Daher wird sich ein Modernisierer auf sie konzentrieren. Was aber ist eine Schlüsselkompetenz? Sind mathematische Kenntnisse Schlüsselkompetenzen oder Basiswissen? Über die Bedeutung von Mathematik und Logik sind sich immer alle einig. Wer nicht Naturwissenschaftler

oder Techniker werden will, für den genügt es, wenn er gut rechnen kann. Logik ist aber auch ein Gegenstand, der eng mit der Sprache verbunden ist.

Das Verständnis für den Umgang mit der eigenen Sprache, ihrer Grammatik, ihren Metaphern und Bildern wird auch in 50 Jahren noch nicht veraltet sein; auch nicht die Kenntnis anderer Sprachen. Wir Amerikaner und die ganze Familie der englischsprechenden Länder haben es leicht: Wir sprechen die „lingua franca“ schon als unsere Muttersprache. Aber für alle anderen ist es in einer globalen Wirtschaft immer wichtiger, Englisch zu können. Die Europäer, die immer mehr zusammenwachsen, sollten auch ihre Nachbarn verstehen, das heißt die Sprache des anderen sprechen. Das alles würde ein kluger Modernisierer bedenken. Lernen unter dem Gesetz des schnellen Wandels ist Lernen für die „longue durée“. Lernen für die „lange Dauer“ hieße für ihn neben dem Erwerb der nachhaltigen Wissenstypen vor allem, das Lernen zu lernen. Das wird für ihn, weil er sie sein Leben lang wird brauchen können, die entscheidende meta-kognitive Schlüsselkompetenz sein.

Zum Lernen gehört eine Menge: Konzentrationsfähigkeit, Fleiß und das handwerkliche Beherrschen von Lernhilfen. Zum erfolgreichen Lernen gehören auch bestimmte Charaktereigenschaften wie zum Beispiel Selbstdisziplin oder die Fähigkeit zur Selbstmotivation. Lernen hat eindeutig eine soziale Dimension. Vieles, was nur im Umgang mit anderen gelernt werden kann, setzt voraus, daß zwischen Imitation und beherrschtem Konflikt ein ganzes Spektrum von Verhaltensmustern eingeübt wird, vor allem Teamfähigkeit. Wenn Lernen mit Charaktereigenschaften zu tun hat, dann hat es auch mit Erziehung zu tun. Eine gute Erziehung ist am Ende immer Selbsterziehung – nicht nur im eigenen Interesse, sondern in eine Gemeinschaft hinein und für die Gemeinschaft.

„Lernen lernen“ setzt natürlich den selbstverständlichen Umgang mit Computer und Internet voraus. Doch darum macht sich ein kluger Modernisierer deswegen keine Sorgen, weil er erkannt hat, daß das neue Medium so viele Reize und Gratifikationen anbietet, daß es gleichsam für sich selber sorgt. Da und dort wird die Befürchtung geäußert, daß wir demnächst in einer Gesellschaft leben, die gespalten ist in diejenigen, die das neue Medium zu ihrem Vorteil nutzen und in einen Rest, der zurückbleibt. Ein kluger Modernisierer, der gesellschaftliche Verantwortung spürt, kann das beobachten. Aber er weiß, daß das neue Medium als Wettbewerber so gut auf den Markt gebracht wurde, daß in ein paar Jahren der Schule kaum mehr die Aufgabe zufallen wird, mit seiner Bedienung vertraut zu machen. Der Computer ist daher weniger ein Gegenstand als ein Hilfsmittel des Lernens.

Die Nachfrage des Marktes nach Softwarespezialisten wird sich nach den bekannten Marktmechanismen von selbst befriedigen. Wenn diese knapp sind, werden die Spezialisten gut bezahlt werden. Wenn sie gut bezahlt werden, wird es sie alsbald geben. Dafür muß die Struktur des Bildungswesens nicht geändert werden.

Wenn demnächst alle Schulen in Deutschland am Netz sind, ist die Bildungsreform damit keineswegs abgeschlossen. Für einen klugen Modernisierer fängt sie dann eigentlich erst an. Welche Rolle Computer und Internet in Schule und Hochschule spielen sollen, muß man wissen, wenn man es ausprobiert. Einiges kann man jetzt schon sagen: Wenn die Menge des Wissens so gewaltig wächst und vieles so schnell veraltet, wird es darauf ankommen, die Übersicht zu behalten und sich nicht mit nebensächlichem Datenmüll vollzustopfen. Es kommt auf die Kunst der Unterscheidung an und auf eine gewisse gelassene Durchlässigkeit: auf die Kunst, auch wieder vergessen zu können.

Intelligent lernen: die Kunst der Unterscheidung

Mit dem Computer das Lernen lernen heißt freilich nicht nur, die richtige Suchmaschine in Gang zu setzen. Es heißt zugleich, bestimmten Angeboten zu widerstehen. Im Internet findet sich sehr viel Wertloses. Es spricht auch zweifelhafte Bedürfnisse an und ist ein Medium der Zerstreuung, ein Werbemittel für Überflüssiges und Kriminelles.

Ein kluger Modernisierer hält viel von einer Pädagogik, die sich am einzelnen und seiner Fähigkeit zur Selbstbestimmung sowie zur Einbindung in die Gemeinschaft orientiert. Wenn es ihr mit der Rede vom Subjekt und seiner Freiheit ernst ist, dann müßte sie Kompetenzen ausbilden helfen, welche die finale Souveränität aller Benutzer, einfacher gesagt, ihre Freiheit gegenüber dem Medium retten.

Eine der sensationellen Fähigkeiten des Computers ist, daß er uns nicht nur über das Internet mit anderen Personen in Verbindung bringen kann, er tritt uns selber als Quasi-Person gegenüber. Weil er Interaktion simulieren kann, kommt es darauf an, die Differenz zwischen Menschen und Computern nicht zu vergessen. Die Welt der neuen Medien ist eine vernetzte Welt von Welten, mit der Fähigkeit, immer neue Welten hervorzubringen. Die Vielheit möglicher Welten bleibt aber eingebunden in die einzige reale Welt. Am Ende ist es immer ein einzelner Kopf, der vor dem Computer sitzt. Er, besser gesagt: wir müssen die Herrschaft über die Maschine behalten.

Wie würde ein kluger Modernisierer im Interesse des Beschäftigungssystems mit dem Sabbatparadox umgehen? Wie muß Bildung konzipiert sein, die zunächst einmal nur dem Wirtschaftsleben nützt? Natürlich würde er die Lehre aus dem Sabbatparadox beherzigen. Er würde sich vieles leisten, was sich nicht unmittelbar als nützlich ausweisen kann. Ein optimal gebildeter Mensch würde vielleicht Gedichte schreiben, künstlerisch aktiv sein, vielleicht würde er präkolumbianische Keramik sammeln oder Fotografien der 50er Jahre. Seine hohe politische Urteilsfähigkeit hinge mit seinen ansehnlichen Geschichtskenntnissen zusammen. Sein Lieblingskomponist wäre Arcangelo Corelli. Er selbst spielte

manchmal wie in alten Zeiten auf der Universität mit einigen Freunden Saxophon.

Auf die Herausforderungen der Beschleunigung würde ein kluger Modernisierer gleichsam antizyklisch reagieren, weil er weiß, daß die Widerlager und Stabilisatoren unserer Kultur zum knappen Gut werden und daher kostbar sind. Wo sich vieles so rasch und rapide verändert, muß es einen harten Kern geben, der Identität verbürgt. Gerade damit wir den Beschleunigungsdruck aushalten können, dürfen wir uns nicht beschleunigungskonform verhalten. Die Wirtschaft braucht gefestigte Führungspersönlichkeiten. Was ist dann mit der Mehrzahl der Bevölkerung? Auch sie braucht Kontinuität und Identität. Sie ist auf das kommunale Gerüst der Lebensform als Gemeinschaft mit Werten angewiesen, die sie zusammenhält. Daher ist es im wohlverstandenen Interesse der Wirtschaft, daß es ein öffentliches Bildungswesen gibt, das kompensatorisch wirkt, weil es nicht auf den Markt des Tages blicken muß. Das öffentliche Bildungswesen und die Wirtschaft können aber nur dann komplementär wirken, wenn sie nicht ineinander fließen. Hier gibt es eine sinnvolle Arbeitsteilung.

Sabbatinhalte, Sabbaträume, Sabbatzeiten an Schulen: Lebensinvestition

Eine Wirtschaft, die kurzfristig Geld verdienen muß, schafft es nicht, für all das zu sorgen, was sie langfristig braucht. Deswegen helfen die Schulen und Hochschulen dem Beschäftigungssystem dadurch, daß sie Bildungsinhalte ausweisen, die dem Gedächtnis, der kulturellen Identität und der Erinnerung dienen, die für Kontinuität sorgen. Das Sabbatparadox lehrt, daß Musik-, Kunst- und Literaturunterricht, im Spezialfall sogar Latein und Griechisch langfristig und aufs Ganze gesehen wegen ihrer übernützlichen Potenzen auch der Wirtschaft nützen – vielleicht sogar mehr als die Einführung eines Schulfachs Wirtschaftskunde. Solche Sabbatinhalte, Sabbaträume und Sabbatzeiten brauchen wir an unseren Schulen. Sie sind Inseln der Reflexion und der Selbstentfaltung und machen den Horizont weit. Sie nützen langfristig auch dem Beschäftigungssystem. Vor allem aber nützen sie dem Leben.

Wenn wir als Antwort auf die neue Bedrohung durch einen ökonomistisch-funktionalistischen Totalitarismus neuer Art die monotheistische Sabbattradition aufrufen, wenn wir erkennen, wie höchst aktuell die transfunktionalistischen Kräfte des christlichen Erbes sind, dann sind wir keine antimodernistischen Verächter der New Economy. Wir zeigen so vielmehr, daß wir sogar für die Ökonomie übernützlich-nützlich sind, indem wir statt des „return on investment“ das Leben als oberstes Kriterium ansetzen.

Lassen wir zum Schluß die Perspektive eines klugen Funktionalisten hinter uns. Es gibt ein Wissen, das mehr ist, als das „Wissen um zu“! Kants Formulie-

rung vom „interesselosen Wohlgefallen“ hat mich immer sehr beeindruckt. In der Betrachtung der Dinge, der Natur, nicht um sie zu beherrschen, sondern um sich an ihnen zu erfreuen, spüre ich meine Verwandtschaft mit dem, der sie gemacht hat. Uns bleibt eine ferne Erinnerung: die Erinnerung an eine alte Geschichte, in der es einen Baum gab, den Baum der Erkenntnis von gut und böse. Wir wohnen nicht mehr im Garten Eden. Aber wir wüßten immer noch sehr gerne, wie seine Früchte schmecken, einfach so, um an einem göttlichen Vergnügen teilzuhaben. Auch dafür, davon bin ich überzeugt, gibt es eine Zeit!

Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Bildungskongreß der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland in Berlin am 16. 11. 2000.